

Der letzte Zug.

Januar 1945. Erst kommen vereinzelt Trecks, später ziehen sie als unendlicher Strom durch unser Heimatstädtchen Wangerin, Kreis Regenwalde. Die Wagen haben oft ein notdürftiges Verdeck aus Teppichen oder Pferdedecken. Meistens lenken Frauen oder ältere Schulkinder die Gespanne. Sie kommen aus Ost- und Westpreußen. Nur kurz wird gerastet. Manchmal müssen Alte oder Kranke bei uns bleiben, weil sie Hilfe brauchen. Es ist schwer, ein Obdach für sie zu beschaffen. Sofern nicht freiwillig Wohnraum für sie zur Verfügung gestellt wird, gehen die Blockleiter der NSDAP. durch die Häuser und bestimmen, inwieweit die Wangeriner zusammenrücken müssen. Viele Bomben-evakuierte aus Berlin und Stettin sind schon bei uns. Außerdem ist Hinterpommern Aufnahmegau für das bombenbedrohte und -geschädigte Westfalen-Süd. Im Sommer 1943 wird eine ganze Volksschule mit ihren Lehrern aus Bochum-Langendreer nach Wangerin verlegt. Die Schüler werden einzeln oder zu zweit als Pflegekinder bei Wangeriner Familien untergebracht. Einige kommen mit ihren Müttern. Für diese muß ein Quartier mit Kochgelegenheit bereitgestellt werden. In den Weihnachtsferien 1944 fahren viele Bochumer nach Hause und kehren zum Schulanfang 1945 wegen der drohenden Frontnähe im Osten nicht nach Wangerin zurück. Auch die 14jährige, lustige Marta S., die seit 1943 in unserer Familie lebte, gehört zu den in Bochum Gebliebenen. Später erreicht uns die unfaßbare Nachricht, daß sie dort bei einem Fliegerangriff Anfang 1945 ums Leben kam. Immer weiter strömen die Trecks nach Westen. Aus der Gegend von Dirschau kommt ein Landwirt mit seinen Leuten mit Traktor und Anhängern; Pferde und Fohlen laufen nebenher. Er rastet bei seinem Bruder K.W.. Die Tiere werden bei Wangeriner Bauern versorgt.

Der Volkssturm wird einberufen. Auch mein Vater. Er ist fast 60 Jahre alt. Lehrer B. wird Kompaniechef der Gruppe. B. ist kriegsversehrt vom ersten Weltkrieg. Seit Kriegsbeginn macht er als Leutnant Dienst beim Wehrmeldeamt Labes. Der Steuerberater P.Bo., fast 50 Jahre alt, gehört ebenfalls zu der Gruppe. Er trägt ganz leichtes Schuhwerk. Die Männer erhalten weder Uniformen noch Stiefel, jedoch Gewehre. Sie werden zum

zum 4. Volkssturmbataillon Dr. Keßler nach Neustettin abkommandiert. (Von diesem Kommando kehrte u.a. P.Bo. nie zurück.) Immer näher rückt die Front. Die Russen sind bei Pyritz, ca. 60 km südwestlich von uns, durchgebrochen. Sie werden für einige Tage zurückgeschlagen. Bei diesen Kämpfen werden auch Hitlerjugendverbände eingesetzt. Sollten wir eingekesselt werden? Eine Einheit des Panzergrenadierbataillons "Großdeutschland" wird in Wangerin einquartiert. Die Panzerwagen erhalten besondere Tarnquartiere. Die Soldaten nehmen uns ein wenig von unserer Angst. Trotz großer Ungewißheit geht jeder seinen Pflichten nach. Mein Kollege A.R., sein Vater ist vor einigen Wochen gefallen, wird vorzeitig zur Lehrabschlußprüfung zugelassen, weil er in den nächsten Tagen zur Luftwaffe, einem Ausbildungs-Jagdgeschwader bei Dresden, einrücken muß. (Nie gibt es ein Lebenszeichen von ihm). Viele, viele Häuser und Familien in unserer Stadt sind schon von diesem Kriegsschicksal betroffen. Nach der täglichen Arbeit helfen wir BDM-Mädchen von 19.00 bis 23.00 Uhr in Ruhnow-Bahnhof bei der DRK-Stelle. Wir schleppen Kübel mit heißen Getränken und heißer Suppe über die Gleise zu den wartenden Flüchtlings- und Soldatenzügen. Manchmal schwappt das heiße Essen auf unsere Rocksäume, die bei dem klirrenden Frost dann wie zu einem Brett gefrieren. Den zwei Kilometer langen Weg gehen wir in der Gruppe in der Dunkelheit zu Fuß. Im alten Rathaus ist in einem Raum 1943 eine Stettiner Verwaltungsdienststelle mit zwei Bediensteten eingezogen; in einem zweiten residiert seit kurzem die Ortskommandantur. Ordonnanz ist der 17jährige Hitlerjunge H.H. aus Berlin, der zu seiner Großmutter nach Wangerin kam, um Weihnachtsferien zu machen. Wegen seines beherzten Handelns bei einem Luftangriff auf Berlin -er rettete Menschenleben- wurde er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Im Krankenrevier des Umsiedlungslagers, in dem Reichsdeutsche sonst keine Aufnahme finden, wird eine Entbindungsstube für durchreisende Mütter eingerichtet.

Das Umsiedlungslager Wangerin, gleiche Lager bestehen u.a. auch in Dramburg und Labes, liegt an der Dramburger Chaussee. Es besteht aus Barackenbauten, die ca. 1938/39 errichtet wurden, kann ca. 1000 Menschen aufnehmen und ist der SS-Führung unterstellt. Es hat in kommunaler Hinsicht nichts mit der Stadt zu tun. In der Verwaltung, Küche und Betreuung sind einige Wangeriner beschäftigt. Im Januar 1945 leben dort ca. 600 - 800 Rußlanddeutsche - Volksdeutsche -, die auf ihre Einbürgerung warten und politisch ausgerichtet werden. Die Meisten können ihr Deutschtum durch Personensstandsunterlagen nachweisen, andere schaffen es durch ihr "germani-

"germanisches" Aussehen. Doch, wenn weder das eine noch das andere vorhanden ist, und die SS-Prüfungskommission dann den Bewerber z.B. gar unter "armenisch aussehend" einordnet, kann das für diesen nach langer Wartezeit das tragische Schicksal "staatenlos" bedeuten. Erst wenn die Einbürgerungsurkunde ausgehändigt ist, stehen die Bewohner dem Arbeitsamt zur Verfügung und erhalten am Arbeitsort im Altreich eine Wohnung.

Von meinem Arbeitsplatz aus erblicke ich eines Tages auf dem Marktplatz in dem Wirrwarr von Militärfahrzeugen und Treckgespannen drei Reiter. Sie sehen mongolisch aus, tragen Fellmützen und fremde Uniformen. Sie scheinen im Sattel zu schlafen. Es sind russische Überläufer, die auf Anweisungen der Kommandantur warten. Erschütternd ist das Bild von Kindern mit ihren Lehrern aus der Kinderlandverschickung - oft ohne warme Kleidung -, die versuchen, sich auf dem Fußmarsch nach Westen durchzuschlagen.

In den letzten Januartagen meldet sich eines Abends mein Vater telefonisch aus der Gegend von Ratzebuhr und sagt, daß die Russen vor Schneidemühl stünden. Er ermahnt meine Mutter dringend, mit mir sofort Wangerin zu verlassen und zu den Verwandten westlich der Oder zu gehen, denn jeder versäumte Tag erhöhe die Gefahr, daß es zu spät sei. Auf diese Mahnung packen wir sogleich Koffer und Rucksack, doch - dabei bleibt es. Mit den Verwandten und Bekannten in Wangerin sprechen wir jetzt fast täglich über die Flucht. Fahrkarten bekommt man nur bei Vorlage einer parteiantlichen Bescheinigung. Alle Züge in Wangerin und Ruhnow sind unvorstellbar überfüllt. Vereinzelt gelingt es Bombenevakuierten, von Militärautos mitgenommen zu werden. Wer den Ort verläßt, wird als Volksverräter angeprangert. Ein Militärauto holt eine Wangeriner Witwe, ihre hochschwängere Tochter und den kleinen Enkel im Februar ab und bringt sie nach Vorpommern. Sofort wird die Wohnung beschlagnahmt und mit Flüchtlingen belegt. Propagandagetrimmt leben wir fast alle in dem Wahn, uns nur für die Dauer von Kampfhandlungen in Sicherheit bringen zu müssen, um hinterher wieder geborgen in unserem Zuhause leben zu können.

Mitte Februar 1945 kommt ein Mann, elend, bleich und fiebrig aussehend, in unseren Laden. Es ist mein Vater. Der Volkssturm hat ihn wegen Krankheit entlassen. Er hat krampfartige Leibschmerzen und bekommt in den nächsten Tagen starkes Magenbluten. Die Wangeriner Ärzte Dr. F. und der Nachfolger von Dr. M. sind schon lange Soldat. Der aus dem Kreis Naugard nach Wangerin verpflich-

verpflichtete Arzt Dr. K. ist nicht mehr da. Dr. A. aus dem Umsiedlungslager versorgt nun in dringenden Fällen die Kranken in der Stadt. Er ordnet für meinen Vater strenge Bettruhe an. In der Apotheke gibt es noch Medikamente. Auf Lebensmittelkarten kann man die festgesetzten Rationen kaufen und dadurch, daß wir im ländlichen Raum leben, auch etwas zusätzlich besorgen. Das Panzergrenadierbattalion "Großdeutschland" wird abberufen. Unruhe und Angst werden größer. Einige Menschen sind verzweifelt und beschaffen sich starke Betäubungstabletten für das Äußerste. Andere verfallen ins Gegenteil und feiern übermütig mit Alkohol und Musik, um sich so für einige Stunden zu betäuben. An den Ortseingängen Dramburger-, Nörenberger- und Freienwalder Straße werden Bäume gefällt und zusammen mit weiteren dicken Baumstämmen zur Panzersperre vorbereitet. Angesichts des kranken Vaters und der chaotischen Zustände auf den Straßen wollen wir, auch wenn es einen Räumungsbefehl geben sollte, nicht auf die Flucht gehen. Der 1. März 1945 verläuft für mich als Arbeitstag wie jeder andere in dieser trostlosen Zeit. Bahnhofsdienst ist nicht angesagt. Das Abendbrot schmeckt uns nicht. Wir denken an die vielen Menschen, die bei der eisigen Kälte obdachlos umherirren müssen. Mutter kontrolliert oben im Zimmer, das ständig bei unverschlossener Haustür für Einquartierung bereitsteht, den Ofen. An den letzten beiden Tagen blieb der Raum unbenutzt. Eine Ahnung von etwas Drohendem und Unbekanntem umgibt uns. Ich schlafe heute nicht in meinem Bett in der stillen Hinterstube, sondern packe mir mein Bettzeug auf das unbequeme Sofa im Zimmer zur Langen Straße. Durch vorbeifahrende Pferdewagen werde ich wach:

Es ist morgens 6.00 Uhr, Freitag, der 2. März 1945. Ich horche nach draußen. Sind das schon die Milchwagen der umliegenden Dörfer auf dem Weg zur Molkerei? Nein, die kommen doch erst später, gegen 10.00 Uhr. Das Fahrgeräusch der Fuhrwerke reißt nicht ab. Doch es klingt anders als das der gemütlichen Milchwagen. Es klingt hastig, unheimlich. Ich laufe auf die Straße und frage nach dem Woher. Sie kommen aus Storkow-Granz, Gienow, Gienow-Granz, Wangerin-Abbau. O, - lieber Gott, - laß das nicht wahr sein! Im Haus können wir gar keinen klaren Gedanken fassen, - schon aus Wangerin-Abbau! Ich muß zur Arbeit. Es ist 8.00 Uhr. In dem kleinen Büroraum ist alles unverändert; ich bin dort allein. Nebenan im Polizeirevier - der allseits beliebte und geschätzte Polizeimeister und Revierführer A.G. mußte vor mehr als einem Jahr Soldat werden - ist im Augenblick ein Hilfspolizist anwesend.

anwesend. Er sagt mir, daß die Russen bei Nörenberg durchgebrochen sind und mit dem Schlimmsten zu rechnen sei. Eine Frau bittet mich, ihr eine Kennkarte auszustellen. Sie hat kein Paßfoto. Ich schreibe eine gelbe Identitätskarte aus, klebe das zurechtgeschnittene Amateurbild darauf, laufe ins Rathaus, um den Ausweis von einem siegelführenden Beamten abstempeln zu lassen. Bei dem zuständigen Stadtinspektor W. steht die Vorzimmertür offen. Soldaten stehen im Raum, und W. erklärt etwas mit seiner durchdringenden Stimme. Im Standesamt treffe ich die gleichaltrige Kollegin W.S. und den stets ausgeglichenen Standesbeamten E.. E. siegelt den Ausweis und bittet mich, sofort ins Standesamt zurückzukommen. Alle Personenstandsregister sollen in Sicherheit gebracht werden. Beim Zurücklaufen wundere ich mich, daß vor der Lebensmittelkartensstellen (ehem. Kasse) heute keine Publikumsschlange steht wie sonst an den Kartenausgabebetten zu Beginn des Monats. Im Standesamt werden wie Mädchen angewiesen, bei Tischlermeister Hermann Kohls, Lange Straße, die bestellten Kisten abzuholen. Wir schleppen die leeren, unhandlichen Kisten ins Rathaus. Jetzt ist ganz Wangerin unterwegs: Handwagenziehend, fahrrad- und kinderwagenschiebend drängen die Menschen auf den Bürgersteigen der Langen Straße stadtauswärts, überwiegend in Richtung Ruhnow. Die Chaussee nach Stargard soll schon seit gestern hinter Freienwalde abgeschnitten sein. Auf der Straße fahren jetzt nur noch vereinzelt Treckwagen, einige mit Wangeriner Namensschildern. Dazwischen halten Militärautos, um noch Mütter mit kleinen Kindern aufzunehmen. Als wir erneut über den Markt zu Tischlermeister Kohls laufen, hören wir feindliche Tiefflieger. Maschinengewehrgebell setzt ein. Die Menschen flüchten in die Torwege. Ich trage noch ein zweites Mal leere Kisten zum Rathaus. Herr E. ist schon dabei, die Register einzupacken. Sie sollen einem bereits wartenden Militärauto mitgegeben werden. (Übrigens: Alle Personenstandsregister des Standesamtes Wangerin wurden gerettet). Plötzlich erfaßt mich Panik. Ohne ein Wort zu sagen laufe ich nach Hause. Es ist gegen 11.30 Uhr.

Bisher wurde ein amtlicher Räumungsbefehl nicht erteilt. Aber die Menschen können sich die mit dem Einmarsch der Russen auf sie hereinbrechenden Schrecken vorstellen, und sie versuchen jetzt auf eigene Faust wegzukommen. In Wangerin ist das Amt des Bürgermeisters und NS-Ortsgruppenleiters in einer Hand. Das Gegenge-

Das Gegengewicht des zivilen Bürgermeisters, wie in den Nachbarstädten, gibt es bei uns nicht. Daher ist der Druck der Partei hier stärker, und ihre Richtlinien sind absolut maßgebend. Der Bürgermeister und Ortsgruppenleiter V. wagt es nicht, in Eigenverantwortung die Bürger auf die große Gefahr der vor den Mauern der Stadt stehenden Russen hinzuweisen, weil er vor seinen Parteivorgesetzten, der Gau- und Kreisleitung, auch in dieser Stunde noch Angst hat. (Viel später wird bekannt, daß der Landrat in Labes gegen Mitternacht, vom 1. auf den 2. März 1945, Wangerin den Räumungsbefehl gegeben haben soll, Kreis- und Gau-leitung jedoch die Räumung als übereilt bezeichneten und den Befehl aufhoben.)

Meine Mutter hatte vormittags bei den Verwandten auf der anderen Straßenseite und bei Bäcker K. hineingeschaut. Bei der Verwandten stand der Treckwagen fahrbereit, mit dem kriegsgefangenen Franzosen auf dem Kutscherbock, auf dem Hof. Zwölf Menschen hatten ihr Gepäck aufgeladen und wollten sich hier anschließen. Man redete darüber, inwieweit der Wagen überladen sei. (Niemand ahnt, daß drei Tage später, zwei von den dort stehenden Frauen, Ch.K. und ihre Mutter I. R., einen tragischen Tod finden.). Bei Bäcker K. steht fest, daß sie mit ihren fünf kleinen Kindern nicht auf die Flucht gehen werden. (Sie gehören später zu den Deutschen, die unter Drangsal mehrere Jahre von den Polen festgehalten werden.) W.K. hat an diesem Morgen noch Brot gebacken. Es ist inzwischen 12.00 Uhr geworden. Der große Kochtopf mit Kohlsuppe, von der wir nur wenig nahmen, steht auf dem Herd für eventuelle Einquartierung. Kurz vor 13.00 Uhr stehen plötzlich Hilfspolizist L. und ein SS-Offizier in der Ladentür. Herr L. erklärt: "Wegen bevorstehender Kampfhandlungen haben alle Zivilisten unverzüglich die Stadt zu verlassen. Auf dem Bahnhof steht ein Zug zur Abfahrt bereit!" Auf unsere begründete Ablehnung betont der Offizier: "Dies ist ein Befehl und an alle Hausbewohner weiterzugeben!" Nun müssen wir doch fort. Wir sagen unseren Hauswirtinnen M. und J. K. (beide über 50 Jahre) Bescheid. M. K. ist schwergehindert. In aller Eile polstern wir unseren großen Handwagen mit Betten aus, um für Vater ein Transportmittel zu haben. Auf ein quergelegtes Brett kommen Koffer und der Bettsack unserer Hauswirtinnen. Mit geschulterten Rucksäcken ziehen meine Mutter und ich den Wagen. Die Geschwister K. gehen mit uns. Auf der Straße ist es inzwischen still geworden. Keine Treckwagen und kein

kein Militär mehr. Es ist stürmisch, Schlackerschnee fällt, und Schneematsch liegt auf den Straßen. Vor uns gehen Frau W. mit ihren Kindern, ihre betagten Eltern Mehlhändler Th.K. mit der gelähmten Tochter M.K., Molkereiverwalter B. steht vor seinem Wohnhauseingang. Er fragt, ob er uns mit einem Paket Butter versorgen könne. Noch heute wurde von vielen Dörfern die Milch angeliefert. Weil Molkereimitarbeiter fehlten, stellten die Milchkutscher die vollen Kannen auf die Rampe und fuhren ohne Leergut nach Hause. Auf dem Bahnhof Wangerin haben sich gut hundert Menschen versammelt. Ein langer Güterzug mit Viehwagen und offenen Loren steht auf dem zweiten Gleis - jedoch ohne Lokomotive. Bahnbeamte sind nicht zu sehen. Die Wartenden sagen, vom Bahnhof Ruhnow käme gleich eine Lok. Gemeindeschwester Margarete kommt angeradelt. Ihre Diakonissenhaube sitzt exakt wie immer. Sie wirkt gefaßt und ruhig. Wieder hören wir das Gebrumm der Tiefflieger und suchen im Bahnhofsgebäude Deckung. Eine junge, fremde Frau kommt um die Ecke gekeucht. Ihr Gesicht glüht. Sie trägt ein schwarzes Kleid und darüber eine schwarze, blanke Atlasschürze, keinen Mantel. An sich gedrückt hält sie ein weißes Bündel. Sie kommt aus einem abgelegenen Haus aus Gienow-Granz. Als sie gegen Morgen russische Panzer sah, hat sie nur ihr krankes drei Monate altes Kind mit einem Kissen an sich gerafft und ist, im Nachbarhaus hat sie die Bewohner nicht mehr angetroffen, feldein und durch den Wald nach hier geirrt.

Da eine Lokomotive immer noch nicht auszumachen ist, bittet mich Schwester Margarete, aus ihrer Wohnung im Küsterhaus, hinter der Kirche, ihre Stabtaschenlampe zu holen. Mein Vater sagt: "Völliger Wahnsinn." Trotzdem laufe ich los, die Bahnhofstraße hinunter, überquere bei Bäcker Leddin die Lange Straße und gehe an der westlichen Häuserzeile schnell weiter. (Ich sah es den Mauern nicht an, wie gefährdet sie waren, und wie kurz bemessen nur noch ihr Dasein währte.) Weit und breit ist nichts zu sehen und zu hören. Eine unheimliche Stille und ein Alpdruck von Angst umgeben mich. Bei Bäcker Krüger steigen schwarzbraune Rauchwolken aus dem Dachstuhl des Wohnhauses. Haben Tiefflieger Brandbomben geworfen? In der Totenstille höre ich plötzlich kurz vor dem Marktplatz hallende Schritte; und im gleichen Augenblick biegt um Markfeldts Ecke (Hotel Stadt Wangerin) ein Trupp Volkssturmmänner. Ich erkenne den Kaufmann K. Sch. . . . und den Vater meiner Freundin Ursula, Herrn K. R.. R. fährt mich an: "Ulla, bist du verrückt, jetzt noch hier umherzulaufen - keinen Schritt weiter!" Die Männer,

Männer, die bei den Panzersperren an der Dramburger Chaussee eingesetzt waren, berichten von ihrem verlorenen Posten, und daß der Russe am Stadtwald stehe. Herr R. begleitet mich im Laufschrift zurück zum Bahnhof. Dort trifft er seine Frau und Tochter. Noch immer fehlt die Lokomotive. Die Menschen werden ungeduldig; einige gehen fort. So auch die vier Frauen B. mit ihrer hochbetagten Großmutter. Die Großmutter sagt laut und protestierend: Ich reise nicht mit einem Viehwaggon, ich gehe nach Hause!" (Von diesen vier Frauen überlebte nur eine, I.B., die furchtbare Zeit der Unterdrückung in Wangerin.) Ich blicke auf den wintergrauen See. In der Mitte ist er nicht ganz zugefroren; der Sturm peitscht das Wasser. Zu den Wartenden gehört auch das junge Ehepaar Rz. mit zwei oder drei Kleinkindern. Herr Rz. hat in Rußland ein Bein verloren. Er geht ungelenk mit der Prothese und wird jetzt im Innendienst der Reichsbahn angelernt. Wieder brummen gefährlich und niedrig die Tiefflieger heran und entfernen sich in Richtung Klaus-hagen. Herr Rz. hinkt in den Dienstraum und klingelt zum Bahnhof Ruhnow durch. Ja, wir sollen warten. Ruhnow will versuchen, eine Maschine zu schicken. Bei der ebenfalls angeläuteten Nachbarstation Henkenhagen ist eine fremde Sprache zu hören - russisch. Die Vorstellung, daß die Russen mit einer Draisine von Henkenhagen in fünf Minuten hier sein könnten, jagt uns zusätzliche Schauer unter die Haut.

Dann kommt gegen 15.00 Uhr endlich die Lokomotive. Schnell heben wir meinen Vater samt Handwagen in einen Waggon, den wir mit Familie K.R. mit Handwagen, Schwester Margarete mit Fahrrad, den Geschwistern K. und der fremden Frau mit dem Säugling teilen. Viele Menschen hätten in diesem langen Güterzug noch Platz. Der Zug fährt. Mir fällt ein, daß russische Tieffliegerschützen darauf gedrillt sind, Lokführer und Heizer tödlich zu treffen und auf diese grausame Art viele deutsche Versorgungszüge in Rußland außer Betrieb setzten. In Ruhnow -Eisenbahnstrecke Berlin - Danzig - halten wir auf dem vertrauten zweiten Bahnsteig in Richtung Stettin und öffnen ein wenig die Waggontür: ~~GE~~besstille. Seitlich, zum Bahnhofsvorplatz hin, steht ein geschlossener Güterzug. Bei anstrengendem Lauschen meint man, menschliche Stimmen von dort zu vernehmen. Wer wartet dort, sind es Deutsche oder Gefangene, was für ein Schicksal erwartet sie und uns? Die Dämmerung setzt ein. Alles ist so ausweglos. Wir hocken angespannt da und warten. Es ist ca. 17.30 Uhr. Endlich setzt sich der Zug in Bewegung, aber er beschleunigt nicht. Inzwischen ist es

es ganz dunkel geworden. Wir halten - vermutlich Teschendorf, Kreis Regenwalde. Entfernt hören wir das Detonieren von Granaten. Nach langem Halt geht es langsam weiter. Jäh schrecken wir auf! In der Nähe schlagen Granaten ein, und dann macht ununterbrochenes Krachen und Maschinengewehrgeknatter erkennbar, daß wir im Kampfgebiet sind. Der Zug steht. Herr R. öffnet die Waggontür. Wir sind kurz vor Freienwalde. Riesiger Feuerschein lodert von links herüber. Ganz Freienwalde scheint zu brennen. Auch rechts heben sich helle Brände vom Nachthimmel ab. Geschütz- und Maschinengewehrfeuer sind unverändert stark. Leuchtkugeln steigen auf, und Qualm liegt über dem verschneiten Acker. Heiße Angst erfaßt uns. Wurde der Zug getroffen? Werden wir jemals hier wegkommen? Nach und nach ebbt der Gefechtslärm ab. Es ist wohl mehr als eine Stunde vergangen. Da hören wir verhaltene Hilferufe. Vorsichtig läßt Herr R. sich auf den Bahndamm gleiten, um zu spähen. Am Bahndammufer liegen verwundete deutsche Soldaten. Wir tragen vorsichtig zwei Beinverletzte in unseren Waggon, ein Dritter, armverletzt, wankt selbst hinein. Die völlig erschöpften Soldaten sagen, daß sie einer Fallschirmspringer-Einheit angehören und hier zur Verstärkung der Infanterie eingesetzt wurden, und daß sich Freienwalde in russischer Hand befinde. Wir können den Soldaten nicht helfen. Wir haben nicht einmal etwas zu trinken bei uns. Das ca. 200 Meter von uns entfernt liegende Bahnhofsgebäude (nördlich der Stadt) brennt nicht. Ob Russen darin sind? Dann fährt der Zug schleichend an. Wir lassen das brennende Freienwalde, die Stadt, in der ich vor 18 Jahren geboren wurde, hinter uns. Die auf dem nackten Boden liegenden Soldaten bitten, die Türen weiterhin etwas geöffnet zu halten. Rechts und links in näherer und weiterer Entfernung lodern Brände. Wir halten vor Trampke, Kreis Saatzig. Wieder ist Geschützfeuer zu hören. Der Bahnhof scheint verlassen zu sein. Ein Feuermeer steht über dem Dorf. Nach kurzem Aufenthalt geht es ganz, ganz langsam weiter durch die schreckliche Nacht. Wir erreichen Stargard und stehen abgelegen auf einem Abstellgleis. Soweit wir es in der Dunkelheit erkennen können, ist der Bahnhof noch in Betrieb, und Menschenmassen stehen auf den Bahnsteigen. Vielleicht könnte den Verwundeten hier geholfen werden? Doch die hegen trotz ihrer Schmerzen den gleichen Wunsch wie wir: Nur weg hier, nur fort, und so schnell wie möglich über die Oderbrücke. Es geht aber nicht weiter. Wir scheinen auf diesem Abstellgleis vergessen worden zu sein. Endlich, es ist kurz vor Mitternacht, fährt der Zug, jetzt nicht mehr so langsam. Das Baby wimmert. Dann ist es

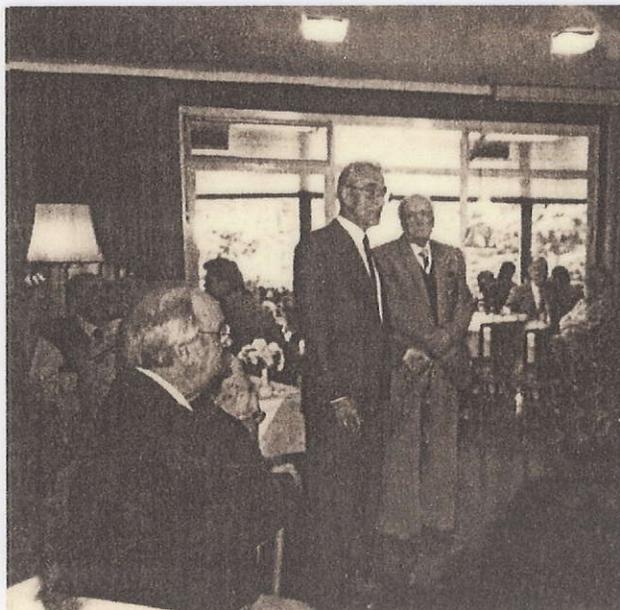
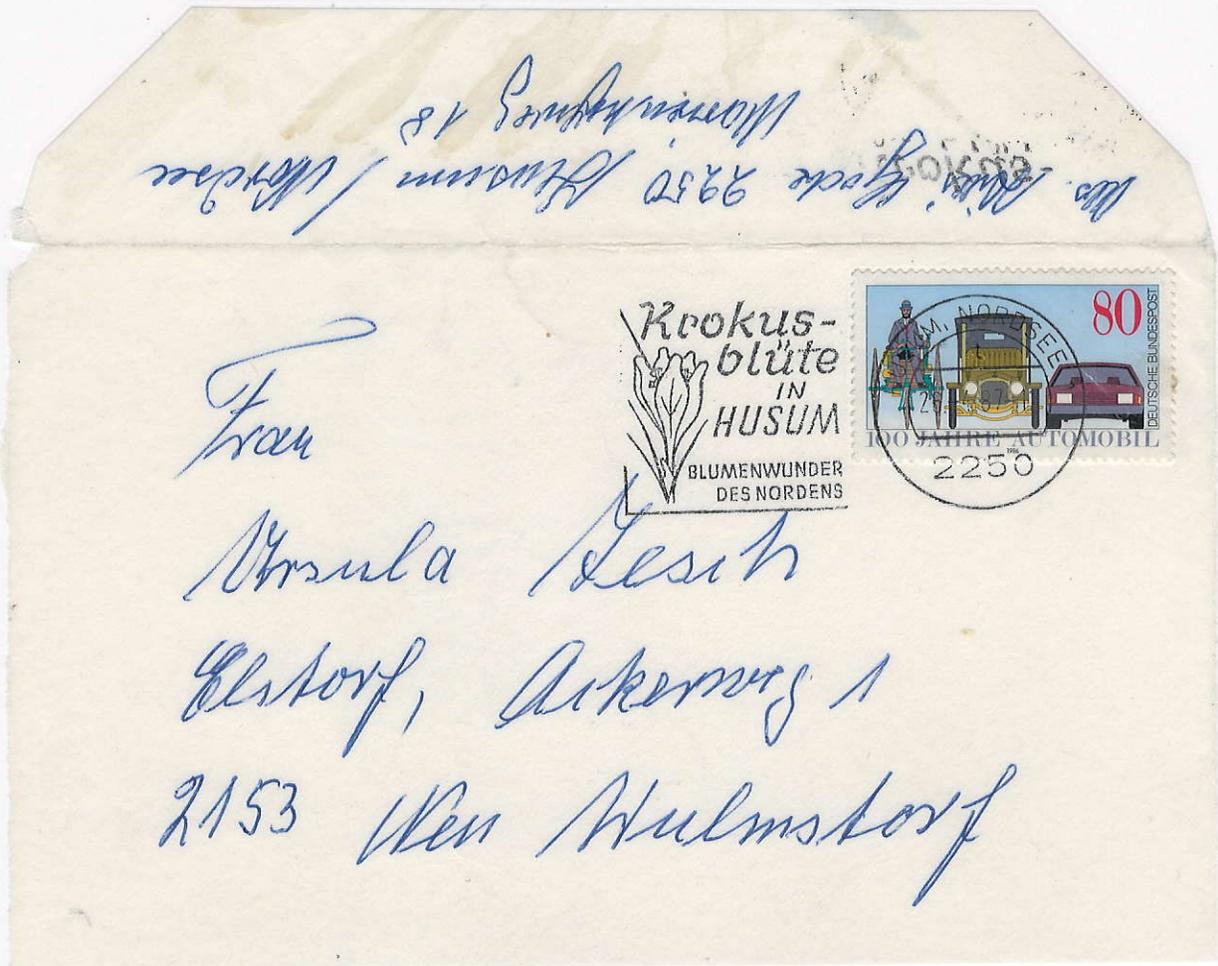
wurde, hinter uns. Die ausgestreckt auf dem nackten Boden liegenden Soldaten bitten, die Türen weiterhin etwas geöffnet zu halten. Rechts und links in näherer und weiterer Entfernung lodern Brände. Wir halten vor Trampke. Wieder ist Geschützfeuer zu hören. Der Bahnhof scheint verlassen zu sein. Ein Feuermeer steht über dem Dorf. Nach kurzen Aufenthalt geht es ganz, ganz langsam weiter durch die schreckliche Nacht. Wir erreichen Stargard und stehen abgelegen auf einem Abstellgleis. Soweit wir es in der Dunkelheit erkennen können, ist der Bahnhof noch in Betrieb, und Menschenmassen stehen auf den Bahnsteigen. Vielleicht könnte den Verwundeten hier geholfen werden? Doch die hegen trotz ihrer Schmerzen den gleichen Wunsch wie wir: Nur weg hier, nur weg, und so schnell wie möglich über die Oderbrücke. Es geht aber nicht weiter. Wir scheinen auf diesem Abstellgleis vergessen worden zu sein. Endlich, es ist kurz vor Mitternacht, fährt der Zug, jetzt nicht mehr so langsam. Das Baby wimmert. Dann ist es plötzlich still. Schwester Margarete beugt sich über das Bündel und sagt: "Das kleine Herzchen hat aufgehört zu schlagen." Wir Frauen weinen. Die Türen sind seit Stargard geschlossen. Der Zug rattert, zwischendurch wird viel rangiert, dann halten wir lange auf freier Strecke in der Dunkelheit. Und es geht weiter. Wir dämmern alle ein wenig ein. Plötzlich sagt jemand laut: "Stöwen?, ja, Stöwen!" Wir haben die Oder überquert!!! Trotz Trauer sind unsere Herzen dankerfüllt für diese wundersame Fügung. Die Nervenanspannung der letzten 24 Stunden lockert sich. Am 3. März 1945, einem sonnigen Vormittag, halten wir gegen 10.00 Uhr in Pasewalk. Die junge Frau aus Gienow-Granz verläßt mit ihrem toten Kind den Zug und wird von DRK-Schwestern in Empfang genommen. Sanitäter packen die Verwundeten auf Tragen und schaffen sie ins Lazarett. Helferinnen bringen uns etwas Heizes zu trinken. Wir hören, daß auf den verlassenen Bahnhöfen Freienwalde und Trampke Herr Redwanz, mit der abgeblendeten Schlußlaterne des Zuges in der Hand, unerschrocken die Weichen stellte. Dann fährt der Zug mit uns zu seiner Endstation, nach Stralsund, die wir gegen 17.00 Uhr erreichen.

Wer waren der todesmutige Lokomotivführer und der Heizer?
Dank sind wir beiden noch immer schuldig.

Dies war der letzte d e u t s c h e Zug, der unser Heimatstädtchen Wangerin verließ.

*2153 Neu Dänkenstr. 29.12.86, Uta Maria Tesler geb. Krause,
Bis 2.3.1945 im Wangerin,
Hans Regenwald, Lange
Straße (Dolff-Hilber-Str.) 89.*

Dies sind die Reste vom Umschlag eines Briefes, den Willi Gode,
der Lokführer des letzten Zuges aus Wangerin,
am 26.04 1987 an Ursula Tesch schrieb.



Ernst Klockow und Lokführer Willi Gode
beim 12. Treffen der Wangeriner in Bispingen
am 20. und 21. September 1992

Heimatkreis Wangerin

Lokomotivführer des „letzten Zuges“ beim Treffen der Wangeriner

Das 12. Treffen der Wangeriner in Bispingen am 20./21. September war mit über 200 Teilnehmern wieder ein voller Erfolg. Unsere Treffen laufen seit vielen Jahren nach einem Programm ab, das sich bewährt hat. Ältester Teilnehmer war mit 88 Jahren Gustav Krüger aus der Ruhnower Straße. Erich Römer vom Schloßweg hatte den weitesten Weg zurückgelegt. Er war von Kanada angereist. Ein schöner Beweis von Heimatliebe und Pommerntreue! –

Als Martin Müller am Sonnabend seinen Diavortrag hielt, wurden wieder viele Erinnerungen wach, und mancher Zuschauer ergänzte seine Worte mit Erläuterungen und Erzählungen. Diese Lichtbildervorträge sind das Kernstück unserer Treffen. Sie werden immer wieder mit großem Beifall aufgenommen. –

Einen besonderen Höhepunkt bildete aber das Erscheinen des Lokomotivführers des „letzten Zuges aus Wangerin“ am Sonntag. Ursula Tesch, geb. Krause, hatte vom 28. Februar 1987 an in der Pommerischen Zeitung einen Fortsetzungsbericht „Der letzte Zug aus Wangerin“ mit erschütternden Erlebnissen veröffentlicht, der ein großes Echo fand (PZ Folge 9/87). Am Schluß fragte sie nach dem mutigen Lokomotivführer und seinem Heizer.

Am 2. Mai 1987 meldete sich in der Pommerischen Zeitung, Folge 18/87, Willi Gode aus Husum und berichtete, daß er und sein Heizer Willi Schmidt diesen Zug am 2. März 1945 gefahren hätten. Seitdem hatte er die Absicht, einmal an einem Wangeriner-Treffen teilzunehmen, aber immer war etwas dazwischengekommen. Diesmal klappte es. Nun konnten ihm die Wangeriner ihren Dank für die mutige Tat aussprechen und ihm außerdem zum 84. Geburtstag gratulieren, den er vor zwei Tagen gefeiert hatte. Er fand unter den Wangerinern übrigens noch Verwandte und alte Bekannte. –

Das nächste Treffen der Wangeriner ist für den 24./25. September 1994 geplant.

Ernst Klockow
Grefengrund 18, 3070 Nienburg